

221

## Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Huggenberger.

Der „Korpus“ war der Ansicht, daß es für Menschen in erster und letzter Linie auf das Jahrhundert ankomme. In jedem sieche irgend etwas, aber fast allen „verkatbe“ es das Jahrhundert. So hätte aus dem Derfflinger auch niemals ein Feldmarschall werden können, wenn er nicht zufällig das richtige Jahrhundert getroffen hätte. Er selber hätte unter gleichen Umständen genau die gleiche Karriere gemacht, denn seine Ernennung zum Unteroffizier sei etwa kein blöder Zufall gewesen. Aber an seinem Jahrhundert könne der Mensch eben nicht herumdoctern. Und ganz sicher wäre er auch nie ins Trinken gekommen, wenn er seinen Trana — er sprach das Wort hartnäckig mit einem starken „T“ — auf richtige Weise hätte befriedigen können.

Etwas bescheidener als der „Korpus“ war sein Begleiter Jakob Schächli, dessen Weltanschauung auf der Ausgleichstheorie fuhte. Immer, wenn die Natur den Bengel zu weit geworfen habe, müsse es ihn notwendig wieder „zurückhauen“; wie es denn bekannt sei, daß berühmte Männer meistens nur mittelmäßige Nachkommen zu erzeugen vermöchten. Aus eben dem Grunde sei auch er, Schächli, punkto Anlagen etwas zu kurz gekommen. Denn jedes Kind auf der Steig wisse doch, daß sein Vater volle zweihundert Jahre im Gemeinderat gesessen, und daß die Leichenpredigt, die der Pfarrer Großmann bei seinem Ableben gehalten, beinahe die Kanzel verjagt (zersprengt) hätte.

Jakob Schächli war auf Grund seiner Anschauung geneigt, seine eigene Ehe- und Kinderlosigkeit fortwährend auf die leibhaftigste zu bedauern, da seine Nachkommen ohne Zweifel wieder „auf die erste Liste“ hätten kommen müssen. Dieser Ansicht pflichteten allerdings weder seine Steiger Altersgenossen, noch der Kirchenwengel unbedingt bei. Der letztere meinte sogar einmal, wenn die Theorie richtig wäre, so hätte ganz gut schon Schächlis Vater, der „ewige Gemeinderat“, gezeigte Kinder in die Welt setzen können.

### Wenn das Leben anklopft.

Das Jahr ist nirgends so kurz, wie im Bauernkalender. Die Arbeit reißt leise und unvermerkt einen Tag zum andern; kein einziger vergibt es, den kommenden zu mahnen, was nun drängt und was geschafft sein muß. Schaffen und Dasein sind innig und, wie wir meinen, unauflöslich miteinander verknüpft, das kleine Leben steht ganz im Stern und Zeichen des Fleißes.

Aber wenn wir rückblickend aus der Ferne hinschauen, sind die Mühen und kleinen Dinge des Alltags still beiseite gerückt, und wir staunen, wieviel Liebes und Wertwürdiges uns die scheinbar ohne Gruß vorbeigegangene Zeit gebracht, um wie manches unverlierbare Lebensgut sie uns bereichert hat. Die Arbeit der Hände ist fast vergessen, wir haben nur noch Kunde von dem, was uns neben ihr innerlich beschäftigt hat: von der großen Arbeit der Seele.

Ich weiß von einem vorsonnenen Frühsonnennachmittag, mein Meister und ich waren auf der oberen Breite mit Kartoffelnhacken beschäftigt und es fiel mir auf, daß er dabei öfters als sonst an der Hecke stehen blieb und nach dem Stelzenhof hinab sah, den man von unserem hoch an der Halde gelegenen Acker aus bequem übersehen konnte. „Es ist wahr, es liegt nicht bald ein Höflein so schön in der Sonne,“ sagte er einmal halblaut zu sich selber, und fing dann nach einer Weile stärker zu arbeiten an, als ob ihn etwas innerlich erzürnt hätte.

Während der Nachtzeit war er zuerst einsilbig und gab kaum Bescheid, wenn ich dies oder das von ihm wissen wollte, zum Beispiel, was für eine Apfelsorte der umgepfropfte Baum, unter dem wir saßen, vorher getragen habe, oder ob von den unteren Breiteäckern früher auch welche zum Stelzenhof gehört hätten?

Blödsinn fuhr er ganz unvermittelt in hartem Zorne heraus: „Ein schlechter Hund ist es gewesen! So eine Unart ist vorher und nachher nie verübt worden!“

Er besann sich ein wenig und schlug dann einen anderen Ton an, als bereue er seine ungezügelte Festigkeit. „Man sollte zwar nicht von dem anfangen. Es ist jetzt wie's ist. Aber man kann nichts dafür, manchmal übernimmt einen die Wut, wenn man daran denkt. Und so ein Kind bist du jetzt auch nicht mehr, daß man es dir nicht sagen dürfte. Ich habe es lange genug in mir verwirgen müssen. Aus den Händen herausgestohlen hat man deinem Vater jenes Höflein! Und er wäre vielleicht heute noch da, wenn das nicht über ihn gegangen wäre. Damals, in den bösesten Jahren, hätte man auf gleiche Art jeden dritten Bauer auf der Steig über den Haufen rennen können. Aber was der Stöckerli vorbrachte, das galt in jener Zeit bei den Bauern für ein Evangelium, und wenn er den Riegel steckte, der war geliefert. Den Metzger im Zoo hat er auch auf dem Gewissen. Freilich, dann haben sie es endlich gemerkt und ihm den Schuh gegeben. Es hätte früher geschehen können.“

„Weißt du, eine Gant, wie die Stelzenhofgant, ist nie gewesen, seit es auf der Steig ein Heimwesen gibt. Der Stöckerli hat hinterrücks von einem Stuhl zum andern schleichen müssen: „Vietet doch nicht wie die Narren! Die Gant kommt ja doch auf die Schabung, was braucht's denn noch mehr?“ Hätte der Schreiber Schächli nicht so auf die Sobrenweise gesperbert, so mühte es wohl schon damals Luft gegeben haben. Die hat ihm der Stöckerli wohlweislich gelassen. Ihm ist es nur um das Holz und um die Lugetenäcker zu tun gewesen. Mich wunderts, daß er sich nicht jetzt noch schämt, eine Scholle darauf zu setzen oder ein Ständlein von dem gestohlenen Holz heimzuführen!“

Damit stand der Zeigerhant auf und wir gingen wieder an die Arbeit. Er sprach kein Wort mehr von der Sache und schaffte nachdenklich und in sich gefeiert. Aber als er bemerkte, daß ich jetzt hin und wider nebenans und nach dem Stelzenhof hinunter sah, blieb er einmal an der Hecke stehen und sah mich lange forschend an. Ich fühlte seinen Blick wohl, tat aber nicht dergleichen.

„Ich bin jetzt nicht ganz sicher, ob dir so etwas in den Kopf geht; halt so, wie ich es gemeint habe,“ fing er eindringlich zu reden an, während ich unwillkürlich mit der Arbeit innehalten mußte. „Es ist manchmal gut, wenn ein junger Mensch Wissen bekommt von Dingen, die ihn auch angehen. So etwas kann einem, wenn er nachdenkt, in die Knochen fahren, und er kann davon einen festen Schritt bekommen.“

„Weißt, es haben nicht viele erfahren, wie es dein Vater aufgenommen hat damals. Wie er bei Nacht auf dem Felde umhergelaufen und bei Tag vor den Leuten Umwege gemacht hat. Und daß er sich die Krankheit an jenem Abend aufgelassen hat — halb mit Fleiß . . . Wenn ich dir das nicht einmal gesagt hätte, wäre ich ein Schelm! — Nicht deswegen nur sage ich es dir, weil ich das jemanden in die Hand verprochen habe. Nein, ganz von mir aus . . .“

Er hatte wieder scheinbar gelassen weiter. Aber der scharfe Blick, mit dem ich ihn von der Seite her ansah, sagte mir, daß es ihm Mühe machte, seine Augen trocken zu behalten.

Auch ich mußte mir Gewalt antun. Doch beim Schaffen kam es wie ein Stolz über mich. Seine Achtung kam mir als ein großes Geschenk vor.

Abends auf dem Heimwege, als wir auf dem rauhen Feldsträßchen nahe am Stelzenhof vorbeigingen, fing der Zeigerhant noch einmal zu reden an. Ich müsse ihm versprechen, das, was er vorher gesagt habe, zu verassen und nicht zu vergessen. Er berichtete mir auch, daß mein Vater schon früh, da er etwa in meinen Jahren gewesen, nach diesem Höflein getrachtet habe. „Es liegt so schön in der Sonne,“ habe er immer zu ihm gesagt. Da, es liegt so schön in der Sonne! . . .“ Derlei Klänge könne man, wenn sie einmal feststehen, einem Menschen nicht mehr gut aus dem Kopf nehmen. Und es sei auch recht, denn sonst brächte mancher in seinem Leben nicht so viel zurein.

Unweil vom Dorfeingang kam uns der Armenpfleger Stöcker, mit der Sense auf der Achsel, entgegen. „Feierabend!“ sagte er mit erbeugelter Freundlichkeit; aber seine Augen gingen unsicher an uns vorbei in die leere Luft hinaus. Fast wie wenn er alles wüßte, wie wenn er jedes einzelne Wort gehört hätte, das heute über ihn gefallen war.

„Hast du nicht gegeben?“ fragte der Zeigerhank, nachdem der Stoder an uns vorbei war. „Hast du seine Augen angesehen? Sie sind nicht, wie sie sein sollten. Von den Gedanken, die einer im Kopf gehabt und verbirgt hat, bleibt immer etwas in den Augen zurück, du siehst es jedem Menschen an, ob mehr helles oder trübes Wasser auf seine Mühle gegangen ist. Der Stoder weiß das, er verbirgt seine Augen vor den Leuten. Immer, wenn man mit ihm redet, führt er sie nach einer anderen Seite spazieren.“

An dem, was an diesem Tage geschehen, rührte der Zeigerhank lange Zeit geflissentlich nicht mit einem Wort. Er wußte schon, daß es doch in mir festlag. Einmal hörte ich ihn in der Küche zu Frida sagen, sie könne dann dem Kaiser wieder einmal schreiben, damit etwas zu lesen ins Haus komme. Der Bub müsse eine Abwechslung haben, er studiere zu viel für sein Alter.

Ich freute mich unbändig über das große Paket, das der Briefträger ein paar Tage später ins Haus brachte und vertiefte mich mit heiligem Eifer in die Geschichte von Klammade und Adrich im Moos; ein altes, vergilbtes Zabelbuch machte mir besonders viel Vergnügen, und selbst vor einem dickleibigen Geschichtswerk schreckte ich nicht zurück, es war mir sogar bald das merkwürdigste und wertvollste aller Bücher, die mir bis jetzt in die Hände gekommen.

Aber manchmal, besonders an schönen Sonntagabenden, kam unversehens ein seltsames Verlangen über mich, auf irgendeinen stillen Feldweg zu gehen. Die ganze Gegend hatte dann ein anderes Gesicht als sonst, der merkwürdige Zauber des Sonntags sprach aus jeder weltvergessenen Hecke, aus jedem Vogelschrei zu mir. Mit Vorliebe strich ich gegen Gehren hinaus in der unbewußten Absicht, am Steilzuhause vorbeizukommen. Wenn dann niemand um die Wege war, stand ich etwa am alten Lattenhag still, scheinbar um mir das Blumengärtchen anzusehen, in Wirklichkeit, um hin und wieder einen schnellen Blick durch ein zufällig offen stehendes Fenster werfen zu können, wobei mich oft ein wunderliches Heimweh ankommen wollte. Es gelüftete mich, hineinzugehen und die Welt draußen durch die kleinen, blanken Scheiben anzusehen, wie einst . . . Ich lauschte dem einförmigen Liden der Wanduhr, das auf die Straße herausklang, wie der ruhige Atemzug des alten Hauses. Mit plötzlicher Bestimmtheit fiel mir ein, daß dort in jener dämmerigen Ecke der Kasten mit den zwei Sprüchen gestanden hatte . . .

(Fortsetzung folgt.)

## „Schwarzarbeiter“.

Ein Bild aus dem russischen Leben.

Schwarz wie Reger aus Arimas Wüsten lungern sie in der Nähe der staatlichen Brennweinbude, der „Monopolka“ herum. Es sind Kohlearbeiter. Und dort in der Ferne, sich unheimlich-düster abhebend vom helleren Himmel, sieht man Berge aufgeschichteter Steinkohle. Oeh! trägt sie doch auf euerm Rücken, schleppt sie doch, ihr unbekannt, düsteren Gestalten. . . Und sie tragen die schwarze staubige Last Tag für Tag vom Morgen bis in den Abend auf ihren wunden, nackten Schultern. Sind gemieden, vergessen von allen anderen Menschen. Nur in kleinen Haufen halten sie zusammen. Und hinter ihnen lauert unentrinnbares Elend, lauert die Not.

Auch Frauen sind unter ihnen. Dort an der Ecke steht eine von ihnen. Man nennt sie die „Kojalen“, ihres lärmenden, draufgängerischen Wesens halber. „Trinken mühte man“, sagt sie, die Vorübergehenden mit bösen, flagenden Widen freifend. „All denen sind unsere Nöte fremd“, fügt sie hinzu, Wassily Podmetkin ansehend. Hoffnung und Zärtlichkeit liegt in ihrem verschwommenen Blick.

„Hab keins“, antwortet der. „Gestern hab ich all mein Geld verlan. Am Morgen erbeitelte ich 16 Kopelen, — jetzt fehlt nur ein Fünfkopelen-Stück. Aber wart! Vielleicht erwisch ich irgend jemand.“ Und Wassilys Augen glimmen auf, einen Augenblick lang wie glühende Kohlen. Er gibt sich ein leidendes Aussehen und streckt die Hand aus. Aber die Vorüber gingen, blieben gleichgültig. Wassilys Hand zitterte.

„Geizhälse“ flüstert der Kojal. Ihre Hand ballt sich zur Faust: Nur hiermit erhält du was.“

„Gebt einem frommen Armen“, wiederholt Wassily, noch dreister die Vorübergehenden ansprechend und ihnen nachlaufend. Wenn man doch wenigstens einen Schluck zu trinken bekäme! Es brennt und ist wie glühendes Metall in der verdursteten Kehle! Wenn auch nur einen Schluck! . . . Dann ist's doch wenigstens leichter ums Herz, nur dieses Feuer da drinnen löschen, mit Schnaps

auslöschen, all den Brand im Innern. Und Wassily ballt seine schwarzen, verarbeiteten Fäuste.“

Eine Deme geht eilend, die rauschenden Röcke raffend, vorüber. „Ach ist das schrecklich!“ flüstert sie.

„Mißgeburten!“ ruft ein geschneigelter Kommiss vorbeilaufend, ihnen in weitem Bogen ausbiegend, nur um die „Mißgeburten“ nicht zu streifen.

„Um Christi willen, bittet Wassily weiter, mit zitternd vorgestreckter Hand. . . Ein Mann in einfacher Kleidung geht vorüber. Sein Blick streift auf einen Augenblick den zitternden, bettelnden Wassily. Vielleicht gibt dieser was!“ „Um Christi willen, gib einem Unglücklichen ein paar Kopelen.“ Wassily sucht ihm treuherzig in die Augen zu sehen. Was steht in diesem Gesicht, was in diesen Augen geschrieben? Mitleid, der Wunsch zu helfen, vielleicht auch ein veritakter Vorwurf?

„Du willst wohl trinken, fragt der Mann lachend.“

„Nur ein Fünfer fehlt mir, gibt Wassily offenherzig zu.“

„Na, nimm, laß mich aber in Ruh“, sagt der Unbekannte, Wassily eine Münze in die Hand drückend.

„Trink du den Rest, Liebling!“ sagt Afulina, der Kojal. Und während leise glucksend die letzten klaren Tropfen in seinen Hals rinnen, bewegen sich vor seinen Augen, schwimmend, zitternd, blaue und rote Ringe.

Komm, Teuerster, komm aus der Stadt heraus, flüstert Afulina. Komm, wollen wir wenigstens im Graben schlafen. Dort ist es so schön — — — ich liebe dich.“ Und wie ein Schatten an der Wand taumelt der verschwommene Blick des betrunkenen Weibes.

„Nun geh doch, du“ sagt Wassily und macht eine rätselhafte Bewegung mit der Hand. . . Bald ist es Mai, dann kann man unter den Sträuchern schlafen, es ist so schön unter den Sträuchern zu schlafen — — —

Sie taumeln, verwickeln sich ineinander und wanken dahin, wie schlaftrunkene Weiden, bewegt von Sturm und Wind. Der Kopf Afulinas schleppt auf der Erde, als wolle er die Bickzacklinien ihres Ganges aufzeichnen. . .

Wassily lacht. Unter der schwarzen Maske von Kohlenstaub und Schmutz kann man jetzt fast das Gesicht eines Menschen erkennen. Er ist nun der eintreffenden Enge des harten unbarmherzigen Lebens entronnen. Alles andere ist vergessen, dort hinten irgendwo zurückgeblieben, vergessen, Qualen und Sorgen. . . wenn auch nur für Augenblicke. . . Aber ist das denn nicht einerlei?! (Aus dem Russischen des N. Jassurin.)

## Allerlei vom Kuckuck.

Von C. Schenkling.

Jedermann hat seinen Lohruf schon gehört, aber nur wenige haben den schreuen Gesellen zu Gesicht bekommen; was wird nicht alles von ihm erzählt und geglaubt, und was für falsche Ansichten sind über ihn verbreitet. Wie ist das zu erklären?

Kinder und Erwachsene betrachten den Kukuck als Propheten, als Glücks- oder Unglücksboten; sie befragen ihn nach den ihnen noch beschiedenen Lebensjahren, das junge Volk nach den Jahren des Wartens bis zur Gründung eines eigenen Herdes und der Wanderbüch klappert mit seinen Pfennigen, sobald er den Ruf des Frühlingsverkünders vernimmt. Aber noch eine ganze Anzahl anderer Fähigkeiten und Eigenschaften wurden dem Vogel angedichtet. Die Tatsache seines plötzlichen Erscheinens und ebenso raschen Verschwindens im Witsommer gab Anlaß zu der Sage, daß die Kukude sich gegenseitig im Herbst auffräßen und aus der kleinen grünen Larven der Schaumzikaden, die namentlich am Wiesenschaumkraut (Cordamine pratensis) saugen und den Saft als schaumigen Kukuckspeichel wieder abgeben, im Frühling Kukude würden, daß, wie ein alter englischer Naturforscher erzählte, die alten Kukude im Hochsommer von ihren in Schwärmen über sie herfallenden Jungen getötet würden, und daß endlich, wie unsere Landleute noch behaupten, der Kukuck sich im Herbst in einen Raubvogel, einen Sperber oder Habicht, verwandle, zu welcher Meinung die entfernte Ähnlichkeit des Gefieders Anlaß gab.

Versuchen wir, uns diese Ansichten zu erklären. Betreffs der Prophetenrolle des Kukucks sei erwähnt, daß der Glaube an die übernatürlichen Eigenschaften des Vogels uralt ist, wie denn durch Anthologie erwiesen ist, daß der Kukuck unseren Vorfahren als der heilige Vogel des Thor galt, des Frühlingsverkünders, der durch Gewitter den Winterriesen verjagte. Ähnlich galt auch der Pfau als Wächtervogel der Hera; beide Vögel haben einen auffallenden Ruf und eine auffallende Zeichnung des fächerförmigen Schwanzes, die gewissermaßen ein Bild des getürnten Himmels ist. Der Umstand, daß der Kukuck nur kurze Zeit bei uns verweilt, wie auch sein scheues Wesen sprechen dafür, daß er offenbar ein Fremdling bei uns ist, wie denn auch seine zahlreichen Verwandten in südlichen, wärmeren Ländern wohnen. Während andere Tiere dem Zurückweichen des großen Inlandeises, das ehemals halb Europa bedeckte, früher folgten, gehört der Kukuck zu denjenigen, die erst spät zu uns gekommen sind.

In Gegenden, die arm an ausgedehnten walddreichen Gebieten sind, die der Kukuck bei seiner Fresssucht verlangt, tritt er nicht

allzu häufig auf. In ihm zugehenden Gegenden ist er dagegen fast häufig; so stellte ein Leipziger Ornitholog, der dem Kuckuck lange Jahre Studium gewidmet hat, in Leipzig nächster Umgebung an 80 mit Kuckuckseiern belegte fremde Nester fest. Der Brutparasitismus des Vogels ist nun einer derjenigen Punkte, der dem Zoologen viel Kopfzerbrechen gemacht hat. Man stand vor den Fragen: auf welche Weise wurde der Brutparasitismus erworben und wie kommt es, daß die Kuckuckseier den Nesteriern, welchen sie das Kuckuckweibchen zufügt, in Größe, Färbung und Zeichnung so nahe kommen?

Zuerst etwas über die Eiablage selbst. Nach dem Leipziger Forscher legt das Kuckuckweibchen von Mitte Mai bis Mitte Juli einen Tag um dem anderen ein Ei, eine auffallend große Zahl, die nur zu verstehen ist, wenn man sich vergegenwärtigt, daß passende Nester verhältnismäßig selten sind und daß nicht wenige Eier zugrunde gehen. Das Kuckucksei übertrifft fast immer die Eier des Geleges etwas an Größe. Infolge der größeren Wärmemenge, die es wegen seiner Größe während der Brutdauer (11½ Tag) erhält, fällt es immer zuerst aus, selbst dann, wenn die Nesterier bereits angebrütet waren. Irrtümlich wird angenommen, daß der junge, anfangs sehr schwache Kuckuck seine Stiefgeschwister ermorde. Das ist eine Tat der Mutter, welche die Nestjungen aus dem Neste wirft, damit ihr Sprößling nicht zu kurz komme. Auch ein oder zwei der legitimen Eier entfernt sie aus dem Neste und das soll geschehen, kurz vordem der junge Kuckuck auskriecht. Andere Beobachtungen haben aber gelehrt, daß das Entfernen der Nesterier bereits vor der Eiablage des weiblichen Kuckucks stattfindet. Wohl auf gar keiner Beobachtung, sondern nur auf Vermutung beruht die Annahme, daß der junge Kuckuck die Brut vernichtet. So sagt Toussenot noch 1899: „Der junge Kuckuck ist, wenn er zur Welt kommt, ein sehr mißgeartetes Wesen, dessen Rücken bedenklich ausgehöhlt ist. Aber diese häßliche Bildung verdeckt einen grausamen Zweck der Natur. Raum aus der Schale geschlüpft, macht der Vogel ganz besondere Bewegungen und sucht durch unausgesetzte Anstrengungen alles, was ihn umgibt, Eier oder Junge, in die trichterförmige Ausbuchtung auf seinen Rücken zu bringen, und sobald er seine Schultern belastet fühlt, nähert er sich dem Ristrande und stürzt seine Last hinunter.“ Nehulich spricht Haacke aus: „Er soll sich rücklings unter die anderen Nestvögel schieben, sie in die breite Rückengrube nehmen, dabei seine Flügel wagerecht ausstrecken, sich dann am Ristrande aufrichten und den Vogel mit einer Rückwärtsbewegung über Bord werfen.“ Infolge neuerer Untersuchungen sind diese Mitteilungen älterer Schriftsteller also Märchen, die von großem Interesse sein würden, wenn sie wahr wären. Wenn schon dem Kuckuckweibchen der Bruttrieb fehlt, so doch nicht der Muttertrieb. Die Gründe für das Fehlen des Bruttriebes sollten verschiedene sein: die große Gefräßigkeit des Weibchens selbst, die nicht Zeit jände zur Gründung einer eigenen Häuslichkeit zu schreiben, die Gefräßigkeit des Männchens, das sich selbst über die eigene Brut hermacht, endlich die Länge der Zeit, die erforderlich sei, ein volles Gelege zusammenzubringen. Wie der letzte Punkt sich durch den Hinweis auf die Hühnervögel als unweifellich nachweisen läßt, so auch die anderen. Die Lösung dieser Rätsel hat die Biologie erbracht. Es wurde bereits erwähnt, daß der Kuckuck in warmen Ländern zahlreiche Verwandte hat. Dieselben sind Herdenvögel, welche die großen Tierherden begleiten und von den diese umschwärmenden Insekten leben. Untersuchungen haben gezeigt, daß sich bei ihnen der Bruttrieb teils erhalten hat, teils aber verloren gegangen ist. Da sie infolge ihres Nomadenlebens zum Nestbau nicht Zeit finden, um zum Selbstbrüten zu schreiten, so hat sich bei ihnen der Brutparasitismus ausgebildet. Auch unser Kuckuck ist einst der Begleiter großer Huftierherden gewesen, des Auerochsen, des Elchs, des Kamms und des wolkigen Nashorns. Da diese Riesen mit dem Ende der Eiszeit ausstarben, so wurde der Kuckuck gezwungen, auf andere Weise sein Leben zu fristen, wobei jedoch die während des Nomadenlebens erworbene Gewohnheit, fremde Nester zur Eiablage zu benutzen, erhalten blieb.

Diese Hypothese findet eine Stütze in der Organisation des Kuckucks. Seine Klammerfüße, die ihm heute gar nicht mehr nutzen, waren wohl geeignet, sich im Wollkleid der ehemaligen Futtergeber festzuklammern, wobei der lange Schwanz zum Gleichgewicht verhalf; die Gestalt des Schnabels ist zum Ergreifen der Schmarotzer in dem langen Haarpelz der Wirte wohl geeignet und der charakteristische Ruf wird den Viehherden als Warnruf gegolten haben. Wenn wir uns erinnern, daß der Donnergott Thor zugleich der Beschützer des Weidewiehs war, so finden wir schließlich eine zweite Stütze dieser Hypothese auch in der Mythologie.

Freig ist ferner die Annahme, daß das Kuckuckweibchen sein Ei den Nesteriern in Größe, Farbe und Zeichnung anpassen könne. Es ist nachgewiesen, daß der Kuckuck in einer Gegend nur ein und dieselbe Vogelart zu Pflegeeltern seiner Brut erkieset. Die erbrüteten Kuckucke beglücken immer wieder die Nester derjenigen Vögel, die ihre Mutter schon bevorzugt, so bilden sie sich im Laufe der Zeit gewissermaßen für verschiedene Gegenden verschiedene Kuckuckrassen heraus, deren Eier, da die jungen Kuckucke die gleiche Nahrung erhalten, wie sie die Pflegeeltern verzehren, denen der letzteren in Form, Zeichnung und Größe ziemlich nahe stehen, aber immerhin von jenen unterschieden werden können und nie mit ihnen zu verwechseln sind.

Viel seltener sind die Vögelunterschiede des Brutparasiten und der von diesem erflorenen Pflegeeltern seiner Brut ganz auffallend. Sind es doch zumeist kleinere Singvögel, denen das Kuckucksei anver-

traut wird; sogar der Zaunkönig wird damit bedacht. Andererseits findet man Kuckuckseier in Nestern, in die zu gelangen dem Kuckuck unmöglich ist, so z. B. in Schwabenneestern, in Starkäfen usw. Wie praktiziert der Vogel sein Geschenk da hinein? Das kann nur mit dem Schnabel oder den Füßen geschehen. In solchen Fällen legt also der Kuckuck das Ei auf den Erdboden, nimmt es in den Schnabel und schiebt es in das erwählte Nest. Daß dies nicht immer glatt gelingt, beweisen die zerbrochenen Kuckuckseier an solchen Neststätten. Wird der Schmarotzer bei seinem heimlichen Treiben von den Nestinhabern überrascht, so gibt es natürlich auch einen Kampf, gelegentlich dessen das Ei vernichtet wird. Schließlich wird so manches Kuckucksei zu den „verlorenen“ Eiern gerechnet werden müssen. Diese Umstände erklären denn auch die verhältnismäßig geringe Zahl der Kuckucke bei der fleißigen Eiablage der Weibchen.

Auch der Vorwurf, den man dem Kuckuck macht, daß er Eier und Nestjunge verzehre, ist widerlegt. Die vor ihm aus dem Nest entfernten Eier liegen vielmehr zerbrochen am Boden. Florent Preboist hat den Inhalt des Magens von 21 Kuckucken untersucht und darin nur Motten, Raupen, Larven, Käfer und Orthopteren gefunden. Der Kuckuck ist der einzige Vogel, welcher stark behaarte Raupen frisst, die anderen insektenfressenden Vögeln zuwider sind und höchst ungenießbar sind und nur in der Not von ihnen gefressen werden. Der Kuckuck aber zieht gerade sie allen anderen vor. Wo ein Raupenfraz stattfindet, wo die Raupen des Prozessionsspinners, des Schwammspinners, der Konne usw. in einem Jahre einmal massenhaft und verheerend auftreten, da erscheinen sofort auch zahlreiche Kuckucke. G. v. Homeyer traf einmal in einem etwa dreißig Morgen großen, von der Konne befallenen Kieferholz gegen 100 Kuckucke. Die Vögel hielten sich 15 Tage daselbst auf, fraßen in der Zeit mindestens 2 800 000 Stück Raupen und als sie so ziemlich mit ihnen aufgeräumt hatten, zogen sie von dannen. Der Kuckuck ist also für unsere Forsten von unschätzbarem Werte. Es ist daher nicht zu verstehen, wie man in manchen Revieren den Vogel wegen seiner angeblichen großen Schädlichkeit für die übrige Vogelwelt erbarmungslos verfolgt. Das sollte man meiner Ansicht nach nicht tun, weil sein Nutzen jedenfalls den Schaden überwiegt, und weil der das Jopier der Hera zierende Vogel zu denjenigen Waldbewohnern gehört, deren Stimmen in dem Konzerte der übrigen Sänger nicht fehlen darf.

## Kleines feuilleton.

### Literarisches.

Aus der Insel-Bücherei. Mit 16 neuen Bändchen setzt der Insel-Verlag in Leipzig die hübsche Sammlung seiner 50-Bf.-Bücher fort, die bereits vor einiger Zeit einmal hier angezeigt wurde. Es ist fast überflüssig, über den Buchgeschmack dieses Verlages ein Wort zu verlieren. Reclam in Ehren! Die anspruchsvollen Heftchen haben für ihre Zeit genug getan und haben in der Fülle der Veröffentlichungen unschätzbare Geistesgut ins Volk hineingetragen. Aber diese Insel-Bücherei ist das Zeichen einer entwickelten ästhetischen Kultur, die selbst dem durch seine Billigkeit für die Massenverbreitung bestimmten Produkt kein ungeschönes Gewand anziehen mag. Diese bunten Pappbändchen mit ihrem guten Papier und ihrem schönen Druck kann man ruhig in jeden Bücherschrank stellen. Und die Auswahl ist auch von einer sicheren Hand getroffen. Hier ist nichts Wertloses. Man braucht nur hineinzugreifen, um für eine Stunde eine bedeutende oder anregende geistige Unterhaltung zu finden. Und das ist gerade das Schöne der Sammlung: die Bändchen lassen sich in einem knappen Zeitraum bewältigen und geben doch unendlich viel. Da ist, um einiges herauszugreifen, Daudets famoseres „Lortarin aus Tarascon“. Wer wird die afrikanischen Abenteuer dieses Prahlhanses nicht mit Freuden wieder und wieder lesen! Es ist kein Buch von der menschheitumspannenden Größe des Don Quixote, in dessen Schatten es steht. Aber dieser biedere südfrenzösische Spießer mit der Lust an der Uebertreibung, dieser Mischung aus Sancho Panza und Don Quixote, ist doch ein löstlicher, unverwundlicher Kerl. — Von Tolstoi ist eine seiner von sozialem Mitleid getränkten Erzählungen aufgenommen, die sehr bittere und tragische Leidensgeschichte eines Pferdes: „Der Leinwandmesser“, die man in recht vielen Händen wünschen möchte. J. P. Jacobsen ist mit Novellen vertreten, Björnson mit seiner bekannten Bauerngeschichte „Synnöre Solbakken“; Louise von François, die der Insel-Verlag in jüngster Zeit mit Recht zu Ehren bringen versucht, mit einer Novelle „Die goldene Hochzeit“. Dann ist da eine der alten isländischen Sagen, die das Leben der nordländischen Reden der Vorzeit erstehen läßt. Erich v. Mendelssohn hat das tausendjährige Versehen: „Die Saga vom Freysgoden Grafalei“ überseht. In die Phantasiewelt des mittelalterlichen Volkstums führt das mit alten Holzschnitten hübsch gezierte Volksbuch von „Der schönen Magelone“. Da sich das Interesse heute den alten Volksbüchern, in denen wir die erste Geburt einer deutschen Prosa zu begrüßen haben, sehr stark zuwendet, dürfte dies Bändchen recht willkommen sein. Und da ist noch mancherlei: Märkles Uebersetzung Anacreons und der Anakreontiker; ein wertvoller Essay Humboldts über Schiller

Gebells, von starken sozialen Akzenten erfülltes Epos „Mutter und Kind“, und dann noch zwei Büchlein, die ich mit besonderer Freude grüße: eine Auswahl der Apforismen des scharfsinnigen, aufgestellten Georg Christoph Richterberg, der, wenn auch in manchem durch seine Zeitanfassungen begrenzt, recht respektlos wahre Ausprüche über die Komödie des Menschlichen zu tun weiß, und die Sprüche aus dem „Cherubinischen Wandersmann“ des Angelus Silesius, die erfüllt sind von jener religiösen Inbrunst, die in der mittelalterlichen Mystik das Christentum mit dem echt germanischen pantheistischen Allgefühl zu erfüllen suchte. Man sieht: eine Fülle des Lebens steckt in dieser Sammlung, bestimmt, nicht als Moderklam und totes Wissen summiert und aufgespeichert zu werden, sondern lebendig ins Lebendige zu wirken. P. H.

**Naturwissenschaftliches.**

Die Heilung der Frostschäden durch die Natur. Durch die deutsche Presse gehen in diesem Jahr von allen Orten Berichte über die Verheerungen, die der auch anno 1913 mit derselben Pünktlichkeit wie im Vorjahre sich einstellende Kälteeinbruch im April namentlich in den Obstgärten und Weinpflanzungen verursacht hat.

Am Herbst wird man aber von der Frostschädigung nicht mehr so viel merken, als man jetzt befürchtet. Denn die Pflanze hat ein wunderbares Wiederherstellungsvermögen, ja sie rechnet unter unserem, ihr nur zu oft so böse Ueberraschungen bereitenden Himmelsstreich geradezu mit dem Frost, denn sie legt von vornherein Reserven an, um einen Ausfall an Blättern und Blüten zu decken.

Die sorgfältigen Beobachtungen der Pflanzenzüchter haben z. B. schon längst gezeigt, daß die Obstbäume an den im April und Mai gewöhnlich einsetzenden Kälteeinbrüchen angepasst sind, als sie, (die Untersuchungen beziehen sich auf Pfirsichbäume) die Öffnung der Blattknospen bei Nachttemperaturen von 5 bis 9 Grad Celsius vornehmen. Die Entfaltung der Blüten in der Mitte April vollzieht sich am besten bei 9 bis 14 Grad Celsius, das Blühen selbst aber bei 6 bis 10 Grad und nur die Ausbildung der Frucht bedarf hoher Temperaturen von 14 bis 17 Grad Celsius. Gilt dies für eine der empfindlichsten Obstsorten, so ertragen die Kirichen, Äpfel, gar erst einheimische Garten- oder Waldgewächse während der Blütezeit sogar Frosttemperaturen, ohne wesentlich Schaden zu nehmen. Wohl schwärzten sich die Blütenblätter, es senken sich die Spitzen der jungen Blättchen an, der eine oder andere vorwiegend vorgestreckte Zweig hängt auch nach den frostigen Nächten schlaff, gleichsam verbrüht herab, aber nach einigen Wochen sind die Wunden democh ausgeheilt, oft sogar neue Blüten anstelle der alten getreten.

Wirklich schwer leiden unter den alljährlichen Frühjahrsfrösten nur die aus wärmeren Klimaten eingeführten Sträucher und Bäume, wie z. B. die gegenwärtig in allen städtischen Anlagen viel gepflanzten Goldbecher (Forstythia), die aus dem warmen Ostasien stammen oder auch die Koffkastanien, die ein Kind des milden Meeres sind und erst mit den Türkenkriegen, gleich der Tulpe, nach Oesterreich und von da nach Deutschland kamen. Sie erfrieren tatsächlich und zwar nicht so sehr in der kalten Nacht selbst, wie am sonnigen Morgen danach. In ihren Zellen gefriert der Zellsaft und durch das plötzliche Aufstauen zerreiht er dann die Wandungen. Die Verwundung, die sogenannte Schwärzung der Blüten entsteht durch Oxydation der im Zellsaft gelösten und nun an die Luft gelangenden chemischen Stoffe. Das merkwürdige Schicksalwerden erstorener Triebe aber erklärt sich leicht, wenn man sich erinnert, daß der Zellsaft stets unter einem gewissen Druck sein Gefäß, nämlich die Pflanzengellen füllt und daß es dieser Wasserdruck allein ist, durch den die Pflanze, so weit sie nicht verholzt ist, ihr straffes, pralles Wesen erhält, so etwa wie ein mit Wasser gefüllter Sad. Verwandelt sich dieses Wasser in Eiskörnchen, muß natürlich das ganze Gebilde zusammensinken.

Die Anlage und Ausbildung der sogenannten Reserveknospen beruht auf eigentümliche Fähigkeiten und Kräfte der Pflanze. Ohne uns verhältnismäßig Grund läßt nämlich Strauch und Baum einen Teil ihrer Blatt- und Blütenknospen oft jahrelang ruhen. Am Stamm der Bäume sitzen z. B. überall unter der Rinde verstreut solche Knospenanlagen, die oft erst, wie jeder Spaziergang in einem wenig gepflegten Park zeigen kann, dann austreiben, wenn inzwischen der Baum in sein Mannesalter getreten ist. Desgleichen wird auch in der Krone ein Teil der Blatt- und Blütenknospen zurückgehalten und oft hat man schon mit Erstaunen gesehen, daß, nachdem z. B. Kailäfer einen Baum völlig kahl gefressen haben, dieser nach einigen Wochen doch wieder von neuem sich in frisches Grün kleidet. Seine Reserveknospen haben ihm zu neuem Leben verholfen. Das gleiche ereignet sich nach den Frühjahrsfrösten, und oft bilden sich dann Knospen auch ganz neu, gemäß dem wunderbaren, in der ganzen lebenden Natur durchgeführten Gesetz der Regeneration, wonach bei der Heilung von Wunden der Organismus die Tendenz zeigt, mehr zu ersetzen, als was verloren ging.

**Medizinisches.**

Die erste Eierstockoperation. In der populärmedizinischen Monatschrift „Hyg“ (Verlag Volksmedizin, München) lesen wir: In früheren Zeiten glaubte man überhaupt nicht, daß Operationen in den Eierstöcken möglich seien, und ungezählte Verantw. Redakteur: Alfred Dielepp, Neufölln. — Druck u. Verlag:

Patientinnen gingen zugrunde, die nach dem jetzigen Stand der Chirurgie gerettet werden konnten. Die ersten Anfänge dieser Operation gehen, wie Professor Schauta in einem Vortrage erzählt, in das 17. Jahrhundert zurück. Den Gedanken an eine solche Operation hat Schorkopf im Jahre 1685 zum ersten Male ausgesprochen. Die erste zielbewusste derartige Operation vollführte im Dezember 1809 Ephraim Mac Dowell und ebnete damit einen neuen Weg für die operative Gynäkologie. Nicht nur, daß von da an die Operation allmählich häufiger ausgeführt wurde und Tausende von Frauen dadurch am Leben erhalten werden konnten, auch in der Anatomie dieser Geschwülste haben wir seither einen Einblick gewonnen, der uns vorher versagt war.

Ephraim Mac Dowell, geboren am 11. November 1771 in Pennsylvanien, studierte 1798 in Edinburgh bei John Bell. Dieser gab ihm die ersten Anregungen zu der später von ihm ausgeführten Großtat. Die Schilderung der qualvollen Leiden der unrettbar verlorenen Trägerinnen von Eierstockgeschwülsten gruben sich tief in das Gedächtnis Mac Dowells ein. Als er von Edinburgh zurückgekehrt war, siedelte er sich in Danville an. Von dort aus wurde er 1809 zu einer Frau Crawford, 60 Weilen von seinem Wohnort entfernt, gerufen. Er legte den Weg zu Pferde zurück. Die genannte Kranke war 47 Jahre alt und glaubte nichtsdestoweniger schwanger zu sein mit Rücksicht auf die Zunahme ihres Unterleibes. Dowell erkannte aber, daß es sich um eine Ovarienzyste handle, und teilte der Frau mit, daß es wohl möglich sei, sie von dem Leiden zu befreien, verschwieh ihr aber durchaus nicht die große Gefahr des Eingriffes. Frau Crawford bestand auf der Operation. Sie kam nach mehrtägigem Sitze nach Danville. Durch den Druck des Sattelpfopfes hatte sie in der Mitte des Bauches ein Geschwür davongetragen. Deshalb wurde der Einschnitt von Mac Dowell nicht in der Mitte, sondern links angelegt, neun Zoll lang. Er schied die Geschwulst frei, schnitt sie ein, entleerte 15 Pfund dicker gelatinöser Flüssigkeit, entfernte den Sad, der für sich 7 1/2 Pfund wog, unterband den Stiel und vernähte die Bauchbedeckung. Schon am fünften Tage fand er seine Kranke außer Bette, allerdings gegen seinen Wunsch. Am 25. Tage nach der Operation legte sie den Weg nach Hause wieder zu Pferde zurück. Sie starb 70 Jahre alt.

**Meteorologisches.**

S o s s o m m e r h i e. Auf die anomale Kälte um die Mitte des Monats ist jetzt eine noch ungewöhnlichere Erwärmung gefolgt. Nachdem schon zu Ende der vorigen Woche die Temperaturen ziemlich erheblich die normalen Werte überschritten hatten, hat seit Sonntag eine ganz außerordentliche Hitze eingeseht, wie sie in dieser Jahreszeit zu den allergrößten Seltenheiten gehört. Sonntagmorgen hatte Breslau bereits 18, Dresden 17 Grad Wärme, und im Laufe des Tages wurden in den meisten Gegenden 25 Grad Celsius erreicht oder sogar überschritten. Berlin und die meisten Städte West- und Mitteldenschlands brachten es bis auf 27 Grad Wärme. Eine größere Zahl von Gemittern hat nicht die geringste Abkühlung gebracht; die Temperaturen stiegen im Gegenteil Montag noch höher empor. Morgens hatten Berlin, Bromberg und einzelne Orte der mittleren Ostseeküste bereits 19, Dresden, Danzig und Memel 18 Grad Wärme. Mittags stiegen die Temperaturen wiederum überall über 25 Grad empor, und sie erreichten stellenweise sogar ein Maximum von 28 Grad im Schatten. Die mittleren Tagestemperaturen waren demgemäß vielfach die höchsten, die seit Jahrzehnten unter diesem Datum beobachtet worden sind. So hatte Berlin Sonntag ein Tagesmittel von 20 Grad Celsius, während 26 Grad normal sind. Der wärmste, je in Berlin beobachtete 27. April wies nur ein Tagesmittel von 17,8 Grad (im Jahre 1885) auf. Ähnlich wird das Verhältnis an den meisten anderen Orten Deutschlands gewesen sein. In Mittel- und Ostdeutschland, sowie in Oesterreich-Ungarn, ebenso in Polen ist es zurzeit wärmer als in Italien.

Die Ursache der ungewöhnlichen Erhizung ist in der langsamen Annäherung von Ausläufern einer tiefen atlantischen Depression zu suchen, die in Wechselwirkung mit einem über Rußland verlagerten Maximum südöstliche Winde bewirkt. Dabei hat sich das Hauptminimum infolge Vordringens des hohen Maximums gegen Mitteleuropa neuerdings weiter nach Westen zurückgezogen, und nur ein Teilkief erstreckt sich in der Form eines Gemitterfads südostwärts bis zu den Bayerischen Alpen. Da das Hauptminimum wesentlich tiefer ist, als die Wirbel im Hochsommer zu sein pflegen (sein niedrigster Druck betrug Sonntag weniger als 735 Millimeter) und da auch das Maximum neuerdings an Höhe bis über 774 Millimeter zugenommen hat, so sind die warmen Südostwinde ziemlich stark geworden, und dieser Umstand erklärt hauptsächlich die abnorme Intensität der frühzeitigen Erhizung. Es kommt noch hinzu, daß die Luft zurzeit sehr trocken ist und den Sonnenstrahlen ungehindert Durchgang gewährt. Beide Erscheinungen sind zu einem verhältnismäßig so frühen Zeitpunkt nötig, um die Erwärmung bis auf eine Stufe zu steigern, wie sie sonst nur im Hochsommer häufiger ist, und wie sie selbst im Mai noch durchaus zu den Ausnahmen gehört.